

sammlung in Graz als auch in den angekündigten neuen Sozialhirtenbrief der österreichischen Bischöfe einfließen lassen. Kontaktadresse: Markus Glatz-Schmallegger, c/o Katholische Sozialakademie Österreichs, Schottenring 35, A-1010 Wien, Tel.: Österreich/1-3105159.

– in der Schweiz

In der Schweiz liegt ein Studienbericht „Verhütung und Bekämpfung von Armut: Möglichkeiten und Grenzen staatlicher Maßnahmen“, Bern, Oktober 1995, vor, der im Auftrag der Konferenz der kantonalen Fürsorgedirektoren und des Bundesamtes für Sozialversicherung von Peter Farago erstellt wurde. Der Bericht stellt eine Grundlage für die weiteren gemeinsamen Arbeiten der kantonalen Fürsorgedirektoren und des Eidgenössischen Departements des Innern im Bereich der Sozialpolitik dar.

Am Ende des Berichts findet sich eine Liste von GesprächspartnerInnen in der Verhütung bzw. Bekämpfung von Armut, die im folgenden wiedergegeben wird: Robert Cuénod, Département de l'action sociale, Hospice générale, Genève; Béatrice Desplands, Union syndicale suisse, Berne; Jean-Pierre Fragnière, Ecole d'études sociales et pédagogiques, Lausanne; Ludwig Gärtner, Bundesamt für Sozialversicherung, Bern; Peter Holenstein, Fürsorgedirektion des Kantons Zürich; Piergiorgio Jardini, Dipartimento delle opere sociali, Bellinzona; Jean-Christophe Lambelet, Hautes Etudes Commerciales, Université de Lausanne; Hannes Lindenmeyer, Schweizerisches Arbeiterhilfswerk, Zürich; Thomas Mächler, Stiftung Kinderdorf Pestalozzi, Zürich; Walter Schmid, Fürsorgeamt der Stadt Zürich; Ueli Tecklenburg, Département de la prévoyance sociale et des assurances, Lausanne; Peter Tschümperlin, Schweizerische Konferenz für öffentliche Fürsorge, Bern; Felix Wolfers, Finanzdirektion der Stadt Bern; Ernst Zürcher, Konferenz der kantonalen Fürsorgedirektoren, Bern.

Zusammengestellt von Norbert Mette, Markus Schlagnitweit und Leo Karrer

Predigt

Michael Theobald

„Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist . . .!“ (Mt 22, 15–22)

Predigt am 19./20. Oktober 1996 in Mössingen

Der preußische Staatsphilosoph Georg-Friedrich Hegel meinte, die Bibel sei wie die Nase einer Wachsfigur, die sich kneten läßt, bis sie in die Richtung schaut, in der man sie gerne sieht. In der Tat irritiert, wie alle Welt sich auf die Bibel beruft und sich dabei nur in der eigenen Meinung durch sie bestätigt findet. Ein besonders nachdrückliches Beispiel für einen interessegeleiteten Mißbrauch der Bibel bietet der Evangelientext vom heutigen Sonntag, der mit seinem Jesus-Wort: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“, in der Vergangenheit immer wieder die unheilige Allianz von Thron und Altar abzusegnen hatte, aber auch heute noch dazu dient, Staatstreue und Steuermoral als von Gott unbedingt geboten auszugeben. Aber wollte Jesus mit seinem Wort die zeitgenössischen Eigentums- und Herrschaftsverhältnisse in Palästina wirklich als faktisch gegeben anerkennen und daneben Gottes Herrschaft auf den Innenbereich des Menschen reduzieren? Denn auf solch schiedlich-friedliches Zusammenspiel von geistlichen und weltlichen Kompetenzen läuft ja doch die Inanspruchnahme seines Wortes bei der Erziehung eines guten Staatsbürgers und frommen Christen immer wieder hinaus. Darf man Jesu Wort zur Stützung der Steuermoral nutzen, oder macht man sich damit nicht lächerlich? Dem heutigen Volkssport – wie umgehe ich möglichst geschickt den Fiskus? – sollte man besser mit einem Appell an den bürgerlichen Gemeinsinn bzw. klügere Steuergesetze begegnen als dafür auch noch Jesus bemühen. Vor allem haben die Steuern in unserem demokratischen System, die niemand gern entrichtet, aber doch jeder grundsätzlich akzeptiert, mit den Steuern des Evangelientextes absolut nichts zu tun. Um dem Diktum Hegels von der Wachsfigur zu begegnen, kommt man deshalb nicht umhin, wieder und wieder genauer in die Bibel

hineinzuhorchen und zu fragen, was sie denn wirklich meint.

„Ist es erlaubt, dem Kaiser Steuern zu zahlen, oder nicht?“ An sich ist das im Jerusalem der dreißiger Jahre des ersten Jahrhunderts eine eminent existentielle Frage, die niemanden kalt lassen konnte, abgesehen vielleicht vom schmalen sadduzäischen und hochpriesterlichen Adel der Stadt und den wenigen Begüterten in Israel. Seitdem Jerusalem samt Umland im Jahr 6 n. Chr. aus der Hand des Herodes-Erben Archelaus in die unmittelbare Regierungshoheit des römischen Landpflegers übergegangen und also zur römischen Provinz degradiert worden war, hatte die Steuerlast der Besatzer eher zu- als abgenommen. Zu leiden hatte unter ihr in ganz Palästina vor allem die Landbevölkerung, weshalb sich auch aus ihrem Milieu die Widerstandsbewegung der Zeloten und Sikarier rekrutierte. Aber nicht nur der enorme ökonomische Druck, vor allem die mit ihm einhergehende national-religiöse Demütigung war der Stachel im Fleisch Israels: Ist nicht Gott der alleinige Herr seines Volkes, der keine Herren neben sich duldet? Wie können die Römer sich die Herrschaft über das Erbe Gottes anmaßen? Der in der Zerstörung Jerusalems, 70 n. Chr., gipfelnde Krieg Roms gegen Israel war der grausame Höhepunkt in diesem Drama.

An sich trifft also die an Jesus gerichtete Frage, ob es die Tora erlaube, dem Kaiser Steuern zu entrichten, den Nerv des Zeitgeschehens. Und dennoch ist unübersehbar, daß ein wirkliches Interesse an der Sache die Fragesteller nicht antreibt, sie vielmehr die Frage nur dazu benutzen, um Jesus zu desavouieren. Verneint er die Frage, dann stellt er sich damit auf die Seite der Widerstandskämpfer und gibt zu verstehen, daß seine Botschaft von der nahen Gottesherrschaft nur ein politisches, theokratisches Programm ist, und man kann ihn bei den Römern verklagen. Bejaht er die Frage, dann macht er sich beim niedrigen Volk, den Rechtlosen und Habenichtsen, für die er sich doch sonst immer einsetzt, unmöglich. Wie er auch antwortet, die Sache richtet sich gegen ihn. Eine bewunderswürdige Gesprächsstrategie, wie man zugeben wird, die mit ihrer Verschlagenheit an manche Fernsehduelle von heute erinnert! Jesus nimmt den Fehdehandschuh auf, übertrumpft aber die

Fragesteller noch an Gerissenheit: „Zeigt mir die Steuermünze!“ fordert er sie auf, woraufhin diese, nichts Böses ahnend, ihm tatsächlich einen Silberdinar hinhalten. Das ist ungefähr so, als ob glühende nationale Verfechter harter DM-Währung in einem währungspolitischen Disput dabei ertappt würden, im Geldbeutel bereits den unvermeidlichen EURO versteckt zu halten. Doch ist die Sache noch pikanter: Die Währung der Besatzer, von ihnen im Zug der Okkupation Israels eingeführt, ist verhaßtes Symbol ihrer Fremdherrschaft, für Juden wegen des biblischen Bilderverbots auch deshalb untragbar, weil die Münzen auf der einen Seite das Bildnis eines Menschen, eben das des Kaisers, tragen und auf der Rückseite etwa das der Glücksgöttin Fortuna. Und eine solche Münze haben die Fragesteller bei sich, gar im geheiligten Bezirk des Tempels! Deutlicher konnten sie sich in ihrer bösen Absicht gar nicht demaskieren lassen, so daß Jesus mit seiner Schlußpointe eigentlich nur noch seinen Gesprächssieg einzufahren braucht: Wie das Bild des Kaisers auf seiner Münze zeigt, gehört sie ihm. Also gebt sie ihm doch zurück, wenn ihr sie schon bei euch tragt – gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist! Wer wollte aus solch rhetorisch-ironischer Spitze eine prinzipielle Weisung Jesu zur Staatsloyalität heraushören? Vor allem setzt Jesus noch eins drauf, wenn er als eigentliche Pointe hinzufügt: *Und gebt Gott, was Gottes ist!* Damit verweist er aber den Kaiser sowie alle menschlichen Autoritäten, ohne sie einfach negieren zu wollen, deutlich ins zweite Glied. Oder mit den Worten des Petrus aus der Apostelgeschichte: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen“ (Apg 5, 29; vgl. 4, 19). Das freilich irritiert jegliche staatliche Ordnung, wie ja auch Jesus selbst für den jüdischen Tempelstaat von Roms Gnaden zur großen Irritation geworden war, die man aus der Welt schaffen mußte. Leider sagt uns Jesus hier nicht, was das denn konkret heißt: „Gebt Gott, was Gottes ist!“, aber das brauchte er in diesem Rededuell auch gar nicht, weil es seine Gesprächspartner überhaupt nicht interessierte. Für uns mag das unbefriedigend sein, doch ist es ein Fingerzeig, daß zu jeder Zeit neu und unvorhergesehen die Frage aufbrechen kann und dann konkret nach Antwort verlangt, ob nicht hier und heute der

„Kaiser“ zu unterlaufen sei, weil Gott – quer zu allem menschlichen Ordnungsdenken – sein eigenes, unveräußerliches Recht erfordert.

Ein Beispiel!

Der Anschluß Österreichs an Nazi-Deutschland 1938 hatte eine sofortige Austreibung von Juden vor allem in die Schweiz zur Folge. Als die Eidgenossen – auch aus Angst vor Überfremdung und „Verjudung“, wie es hinter vorgehaltener Hand hieß – unmögliche Transitvisa forderten, kamen in Wellen Tausende von Flüchtlingen ohne Reisedokumente im Schutz der Dunkelheit über die schweizerische Grenze. Die meisten von ihnen wurden nach Österreich zurückgeschickt. Der Polizeihauptmann Paul Grüninger von St. Gallen aber versagte sich den Regierungsanordnungen. Als er die Gesichter der elenden Geschöpfe vor sich sah, da las er in ihren Augen, was er tun müsse, und er gehorchte Gott mehr als den Menschen. Er setzte seine Unterschrift unter die manipulierten Aufnahmepapiere und rettete so wie auch auf andern Wegen viele von ihnen, mehrere hundert, vielleicht einige tausend. Nach einem Jahr, am 12. 5. 1939, vom St. Galler Regierungsrat fristlos des Amtes enthoben und mit seiner Familie aus der ihm zustehenden Dienstwohnung vertrieben, lebte er, konfrontiert mit haltlosen Verdächtigungen gegen seine Person, bis zu seinem Tod 1972 ehrlos in seiner Heimat, um erst jüngst, Ende 1993, von den Behörden offiziell rehabilitiert zu werden.

Wenn heute bei uns christliche Gemeinden Asylanten, die von der Abschiebung in von Terror überzogene Länder bedroht sind, sogenannten „Kirchenasyl“ bieten und dies mit hohem persönlichem Einsatz und Risiko verbinden, dann verdienen auch sie – wie Paul Grüninger – unseren größten Respekt. Aufgeschreckt von der Angst im Gesicht jener Menschen sind sie davon überzeugt, Gott mehr gehorchen zu müssen als menschlichen Paragrafen.

Wer von Jesus nur persönlichen Seelentrost erwartet, dürfte vom heutigen Evangelium mit seiner politischen Brisanz enttäuscht sein. Wir sind aber keine Ansammlung von Individuen, die am Altar wie an einer Tankstelle – jeder nur für sich – den notwendigen Treibstoff für die kommende Woche tanken, sondern wir sind Gemeinde in der Welt mit

diakonischer Verantwortung. Nicht zu suchen, was des Kaisers, sondern was Gottes ist, das war die Leidenschaft Jesu. So ist es z. B. auch nicht die Aufgabe der bundesrepublikanischen Kirche, das „Sparpaket“ der Regierung zu belobigen, wie jüngst aus Fulda zu hören, sondern die Sensibilität für die Armen in unserem Land zu stärken, die inzwischen 12 Prozent der Bevölkerung ausmachen. Viele von ihnen, vor allem Dauerarbeitslose, drohen in den gegenwärtigen Wirtschaftsturbulenzen unter die Räder zu kommen. Die christlichen Gemeinden vor Ort – also wir – sind dabei zuerst gefragt, ein weites Herz und offene Augen für die Nöte dieser Menschen in unserer Mitte zu haben und viel Phantasie aufzubringen für selbstlose Hilfe.

Bücher

Eine reiche Literatur zur Armut

1. *Diether Döring – Walter Hanesch – Ernst Ulrich Huster* (Hg.), *Armut im Wohlstand*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1990 (21992), 403 Seiten.
2. *Walter Hanesch u. a.*, *Armut in Deutschland*, Rowohlt Taschenbuch, Rowohlt Verlag, Reinbek 1993.
3. *Richard Hauser – Werner Hübinger*, *Arme unter uns*, 2 Bde., Lambertus Verlag, Freiburg/Br. 1993, 456 und 216 Seiten.
4. *Ernst U. Huster*, *Neuer Reichtum und alte Armut*, Patmos Verlag, Düsseldorf 1993, 158 Seiten.
5. *Friedhelm Hengsbach – Matthias Möhring-Hesse* (Hg.), *Eure Armut kotzt uns an! Solidarität in der Krise*, Fischer Verlag, Frankfurt/M. 1995, 208 Seiten.

Gefragt, welche fünf Bücher ich denen empfehlen würde, die sich weiterführend mit der Thematik dieses Heftes beschäftigen möchten, wähle ich aus dem inzwischen fast unübersehbar gewordenen Bestand die eben genannten aus (wobei die Auflistung keine qualitative Reihung bedeutet!):

Zu 1: Armut bei uns unterscheidet sich augenscheinlich stark von Armut in der sogenannten Dritten Welt. Von daher wird nicht